

Thomas Scharf-Wrede

Von der Kirche geprägt? Katholische Christen im 20. Jahrhundert

Ohne einen kleinen »Rückblick« auf die Entwicklung des Bistums Hildesheim von den Reformationen des 16. Jahrhundert bis ins ausgehende 19. Jahrhundert kann die im Titel dieses Vortrags bzw. Aufsatzes gestellte Frage nicht beantwortet werden, weswegen eingangs die entsprechenden »Rahmendaten« kurz skizziert seien¹:

1. Von der Reformation resp. der »Großen Stiftsfehde« im 16. Jahrhundert bzw. dem Westfälischen Frieden von 1648 bis ins beginnende 19. Jahrhundert war das Bistum Hildesheim ein ausgesprochen kleines, kaum mehr als 50 Kilometer um die Bischofsstadt Hildesheim hinausreichendes, Bistum in einer politisch / kirchenpolitisch schwierigen »Gesamtgemengelage«; soll heißen: die Nachbarterritorien waren in erheblicher Zahl »familiär verbunden« und konfessionell evangelisch-lutherisch.
2. Mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 bzw. dem Wiener Kongress von 1814/15 verlor das Fürstbistum Hildesheim seine politische Eigenständigkeit und war fortan Teil eines »größeren Ganzen«, zunächst bis 1866 Teil des Königreichs Hannover und dann Preußens bzw. nach der Reichsgründung von 1870 Deutschlands.
3. In Folge der politischen Veränderungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam es in Deutschland zu einer Neuordnung der katholisch-kirchlichen

Strukturen – auch des Bistums Hildesheim, das nach Gesprächen zwischen dem Heiligen Stuhl in Rom und der hannoverschen Regierung 1824 auf den gesamten östlich der Weser gelegenen Teil des Königreichs Hannover erweitert wurde und dem zehn Jahre später dann auch noch das Herzogtum Braunschweig zugewiesen wurde. Seitdem erstreckt sich das Bistum Hildesheim – mit gewissen Modifikationen – von der Nordsee (Bremerhaven/Cuxhaven) bis Hannoversch Münden und von Bückeburg/Hameln bis Helmstedt; womit Hildesheim heute das flächenmäßig drittgrößte (katholische) Bistum in Deutschland ist.

4. Dieses »neue« Bistum Hildesheim war (und ist) in sich »sehr verschiedenen«... Im klassischen Sinn »katholische Gebiete« – also Bereiche, in denen die Jahrhunderte seit der Reformation bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein alle bzw. die allermeisten Einwohner katholisch waren – gab / gibt es lediglich zwei: das »Stift Hildesheim«, also die nach der Reformation resp. dem Westfälischen Frieden katholisch gebliebenen Dörfer rund um die Bischofsstadt Hildesheim, und das Untereichsfeld, also die Stadt Duderstadt und ihre nähere Umgebung. Ansonsten waren die Katholiken stets deutlich in der Minderheit. Dies änderte sich erst ab ca. 1850, als im Zuge der Industrialisierung resp. Intensivierung der Landwirtschaft zunehmend (auch) Katholiken ihre angestammten Lebensräume verließen und dorthin gingen, wo es für sie Arbeit und damit Lohn und Brot gab. Erneut eine erhebliche Veränderung hat die »konfessionelle Landschaft« des östlichen Niedersachsens dann nach 1945 erfahren.

Soweit überblicksmäßig zur »Erstorientierung« über die Gegebenheiten und Entwicklungslinien des Bistums Hildesheim im 19./20. Jahrhundert. Schauen wir in meinem kleinen Vortrag nun ein wenig auf folgende Themen: 1. »Stadt« und »Land« zwischen 1900 und 1933, 2. Die »Sondersituation« 1933 bis 1945, 3. Das »neue« Bistum und die »neuen« Katholiken 1945 bis 1960 sowie 4. Die »Erosion« bzw. die »Emanzipation« des katholischen Milieus 1960 bis 1980/85; wobei die beiden letztgenannten Punkte hier nur kurz angesprochen seien.

_ 1. »Stadt« und »Land« zwischen 1900 und 1933

In den beiden katholisch geprägten Landstrichen/Regionen des Bistums Hildesheim, dem Stift Hildesheim und dem Untereichsfeld, veränderte sich zwischen 1900 und 1933 eigentlich nicht allzu viel. Die Einwohner der kleinen, meist nur 300–600 Einwohner zählenden Dörfer waren durchweg katholisch, nur ein Promillesatz bzw. ganz niedriger Prozentsatz gehörte der »anderen« Konfession an. Den Mittelpunkt des Dorfes resp. des alltäglichen Lebens bildete die Kirche – und die angesehenste Persönlichkeit im Ort war natürlich der Pfarrer; ihm folgte der jeweilige Lehrer – wobei die »großen Bauern« schon noch eine besondere Rolle spielten. Der Gottesdienstbesuch in diesen Dorfgemeinden belief sich durchgängig auf über 80 %, eher sogar auf 90 % – zumindest der offiziellen Statistik nach, doch selbst wenn diese, was ich natürlich nicht ausschließen will, inkorrekt war: der Gottesdienstbesuch resp. die Teilnahme an kirchlichen Festen wie Fronleichnam und Bitt- oder Dankfeiern war selbstverständlich. Wer nicht teilnahm, war nicht Teil der Dorfgemeinschaft, so dass man für die katholischen Kernregionen Stift Hildesheim und Untereichsfeld sicherlich von einem »katholischen Milieu« sprechen kann – und wer (wie ich) das Wort »Milieu« eigentlich vermeiden möchte, kann stattdessen ja vielleicht von »katholischer Selbstverständlichkeit« sprechen ...

Und in den anderen ländlichen Regionen, in denen sich ja ein erheblicher Teil des Anstiegs der Diözesanenzahl von 120.000 auf 210.000 realisierte? Der Hildesheimer Bischof Adolf Bertram schrieb 1913 dazu einmal u.a.: »Jene Gegenden, die früher gar keine Katholiken kannten, sind jetzt durchsetzt von zahllosen Gruppen katholischer Erwerbstätiger. Man mag die Lüneburger Heide und das Braunschweiger Land durchreisen, überall Diasporanot in schreiendem Maße. Woher das? Die Industrie, die Landwirtschaft und der Handel wirbeln die Konfessionen durcheinander. Kaum setze ich einen Kaplan in eine sogenannte »verlorene« Gegend, und kaum radelt er Dutzende von Ortschaften ab, so melden sich schon Hunderte katholischer Arbeiter und zahlreiche Familien, deren Kinder mit 13/14 Jahren noch nie eine katholische Messe gesehen haben. ...«

Als Antwort auf diese Herausforderung wurde zwischen 1890/1900 und 1930/33 eine Vielzahl neuer Gemeinden gegründet – mit einer »richtigen« Kirche, einem Pfarrhaus und einer katholischen Schule; und eben nicht mehr wie in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit lediglich einem kleinen

»Multifunktionshaus« für Gottesdienst, Schulunterricht und Wohnen unter einem Dach. Wobei dieser vermeintliche Fortschritt, die »Verstetigung« kirchlicher Strukturen, natürlich nicht immer sogleich gelang: Weil in Lüchow um 1910 rund 200 Katholiken dauerhaft und in den »landwirtschaftlich aktiven« Zeiten noch weitere gut 200 katholische Saisonarbeiter nach Ansicht von Bischof Bertram von Lüneburg, Uelzen und Salzwedel nicht hinreichend betreut wurden, schickte dieser 1913 einen gerade geweihten Priester dorthin, der unverzüglich mit dem Bau einer Kirche begann, die bereits am 23. März 1914 als St. Agnes-Kirche durch den Harburger Dechanten Stolte benediziert wurde. Doch nur ein Jahr später erfuhr die kirchliche Entwicklung vor Ort einen jähen »Cut«: Kaplan Veuskens wurde als Feldseelsorger gebraucht – und erst 1921 kam wieder ein neuer Kaplan / Pastor nach Lüchow.

Von einem katholischen Milieu bzw. einer »katholischen Selbstverständlichkeit« im engeren Sinne kann für die Lüneburger Heide, das Land zwischen Harburg und Stade, das Leine- und Weserbergland oder das Braunschweiger Land sicherlich nicht gesprochen werden: Die Katholiken lebten hier – wenn ich das einmal so salopp sagen darf – »in zwei Welten«. Die eine »Welt« war ihr Alltag: ihre Wohnungen / Häuser und vor allem ihre Arbeit – die andere »Welt« war ihr gerade in der Diaspora doch sehr intensives Bemühen, am katholischen Sonntagsgottesdienst teilzunehmen und überhaupt die Sakramente regelmäßig bzw. zu den richtigen Zeiten im Jahr bzw. in ihrem Leben (insbes. Taufe, Erstkommunion, Trauung) zu empfangen. Was es in der ländlichen Diaspora kaum gab: katholische Vereine und Verbände, in denen man / frau alters- oder berufsdifferenziert beieinander war und – wieder salopp gesagt – Gottesdienst / Sakramente und Alltag miteinander in Verbindung bekam. »Christsein / Katholischsein im Alltag« – das war in Uelzen, Buxtehude, Stadtoldendorf, Schöppenstedt und den je umliegenden Dörfern nicht so ganz einfach ...

Was ich an dieser Stelle noch anmerken möchte: dass man sich bistumsseitig bezüglich der in ländlichen Regionen tätigen polnischen Saisonarbeiter / -innen – zwischen 1890 und 1914 belief sich ihre Zahl jährlich auf 10.000–15.000 – um eine Art »Simulation« eines katholischen Milieus bemüht hat: Nach einem wohldurchdachten Plan wurden im Laufe des Jahres in allen Orten, in denen eine gewisse Anzahl polnischer Saisonarbeiter tätig war, sogenannte Missionswochen angeboten – zur »Stärkung des polnisch-katholischen Gemeinschaftsgefühls«.

Noch schwieriger als auf dem Land war die »konfessionelle Gemengelage« in den Städten, also in Hildesheim, Hannover, Göttingen, Celle, Braunschweig usw. Natürlich befanden sich die Katholiken hier überall deutlich in der Minderheit; selbst in der Bischofsstadt Hildesheim war seit der Reformation lediglich etwa ein Drittel der Einwohner katholischen Glaubens. Doch infolge des industriell / wirtschaftlich bedingten, kontinuierlichen und meist auch erheblichen Zuzugs neuer Einwohner entwickelten die katholischen Gemeinden hier bis 1933 durchgängig eine erhebliche Dynamik: Allenthalben mussten neue katholische Kirchen errichtet werden, wie auch das konfessionelle Schulwesen und das sozial-caritative Netzwerk durchgängig erhebliche Erweiterungen erfuhr; keineswegs nur vor dem Ersten Weltkrieg, sondern auch in der Weimarer Republik.

Für das katholische »Beheimatet-Bleiben« und das »Beheimatet-Werden« der Katholiken in den Städten von erheblicher, ja entscheidender Bedeutung waren die katholischen Vereine: Männer- und Frauenvereine, Jungmänner- und Jungfrauenvereine, Vinzenkonferenzen und Elisabethvereine, Borromäus- und Cäcilienvereine, Bonifatiusvereine, Volksvereine, Arbeitervereine und Gesellenvereine und Kaufmännische Vereine usw. – allein in der Stadt Hannover gab es um 1920 insgesamt 118 katholische Vereine ... Zu zwei meines Erachtens besonders relevanten, ja: »milieu-relevanten« Vereinen, nämlich zum »Gesellenverein« und zum »Volksverein« hier einige kurze Anmerkungen. Der »Katholische Gesellenverein« unterhielt in Hannover nahe der katholischen Mutter- und Hauptkirche St. Clemens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein großes Gesellenhaus: als »Anlaufstelle« für Gesellen aus dem Untereichsfeld, Rheinland oder Schlesien – als »Weiterbildungseinrichtung« für allgemeinbildende und berufsbezogene Qualifizierungsmaßnahmen – als »Freizeitzentrum« mit einer Bibliothek, Aufenthaltsräumen und Räumlichkeiten für die Vereinsabteilungen Liedertafel, Theatergruppe, Turnen, Kegeln und Wandern. Das Gesellenhaus Hannover war eine kleine katholische »Insel« in der Großstadt Hannover ... Ebenfalls um »Beheimatung« bemühte sich der »Volksverein für das katholische Deutschland« – in allerdings ganz anderer Weise, indem er seine Mitglieder durch Vortragsveranstaltungen und Veröffentlichungen dazu befähigen wollte, auch bzw. gerade im Alltag Christ, konkret: Katholik zu sein und sich in der Diskussion / Auseinandersetzung mit anderen Lebens- und Sinnorientierungen zu behaupten; womit der Volksverein natürlich in enger Beziehung zum Politischen Katholizismus resp. zur Zentrumspartei stand.

Für das »Katholische Milieu« bzw. die »Katholische Selbstverständlichkeit« in Hannover, Braunschweig, Göttingen usw. ebenfalls sehr wichtig waren regelmäßige »Sonderveranstaltungen« wie die Fronleichnamsprozessionen (mit anschließendem pfarreübergreifenden geselligem Zusammensein) und »Events« wie der »Deutsche Katholikentag« 1924 in Hannover, über den die (katholische) »Hannoversche Volkszeitung« resümierend schrieb: »Der Katholikentag war richtungs- und wegweisend für die Zukunft. Bedeutungsvolle Themen und brennende Zeitfragen wurden in den Beratungen in den großen Reden behandelt. Ehe und Familie, Jugend und Nationalismus, Schule und Kirche, Soziale Frage, Kapital und Arbeit, die Friedensfragen – in all diesen Fragen leuchteten die ehernen Grundsätze des katholischen Glaubens hell auf«. Sie merken: die evangelischen Schwestern und Brüder spielten in den damaligen Überlegungen keine Rolle ... Und über die vielleicht einzige das 19./20. Jahrhundert hindurch »alltagsrelevante« gemeinsame Problematik hat man auf dem Katholikentag 1924 nicht gesprochen: über die Frage der konfessionsverschiedenen Ehen, die man damals noch »Mischehen« nannte.

2. Die »Sondersituation« 1933 bis 1945

Auch wenn im Sommer 1933 das von der katholischen Kirche Deutschlands seit vielen Jahren herbeigesehnte Reichskonkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich abgeschlossen wurde: die totale Ausschaltung beider Kirchen/Konfessionen gehörte von Anfang an zu den zentralen Inhalten und Zielen des nationalsozialistischen Regimes: jeder Gottesdienstbesuch, jeder Ministrantendienst am Altar, jede Teilnahme an einer Gruppenstunde, jedes Engagement im Kirchenvorstand, jede Verweigerung der »Gleichschaltung« – also der inneren und äußeren Systemanpassung – verstanden Partei und Staat als Widerspruch resp. Widerstand, wofür viele Priester und Laien bedroht, eingeschüchtert, verhaftet, gefoltert oder sogar getötet wurden.

Erhebliche negative Auswirkungen auf das katholische Milieu besaß die nationalsozialistische Schulpolitik, die ab 1935 zunächst alle katholischen Volksschulen und dann auch die weiterführenden Schulen in katholisch-kirchlicher Trägerschaft aufhoben. Der Hildesheimer Bischof Joseph Godehard Machens (1934–1956) protestierte gegen jede einzelne Schulschließung, natürlich vergeblich: »Nun habt auch ihr eure katholische

Schule verloren. Ihr trauert ihr nach, denn ihr wisst, was ihr an dieser Schule gehabt habt. Sie war für die katholischen Eltern eine große Hilfe in der Erziehung ihrer Kinder, sie vertrat für die Kinder das katholische Elternhaus, denn in ihr wehte ebenso katholische Luft wie deutsche, vaterländische Gesinnung in ihr herrschte.« Worauf ich besonders hinweisen möchte: dass auch der jeweilige Schulvorstand gegen die Schließung »seiner« Schule Protest einlegte, unterschrieben von den sechs bis zehn Vorstandsmitgliedern – katholischen Familienvätern, die sich mutig für das einsetzten, was sie für richtig hielten, also den Erhalt der katholischen Schule und damit der »katholischen Luft«; eine meines Erachtens sehr schöne Umschreibung des Begriffs Milieu.

Extrem nachteilig für die Katholiken war in der Zeit des Nationalsozialismus auch der weitgehende »Ausfall« ihrer bisherigen »Beheimatungsmöglichkeiten« in den katholischen Vereinen: sie wurden nach und nach verboten bzw. auf andere Weise ihrer Bewegungsmöglichkeiten beraubt – wodurch es so manches milieuverstärkende Moment, denken Sie nur an meine kurzen Anmerkungen zum Volksverein und zum Gesellenverein, schlicht und einfach nicht mehr gab.

Gerade vor diesem Hintergrund kam der (Wieder)Begründung des »Kirchenblatts für die Diözese Hildesheim« im Jahr 1933 eine besondere Bedeutung zu. Ihre Funktion umschrieb Bischof Bares (1928–1934) einmal so: »Das Kirchenblatt will helfen bei der Formung und Erziehung des wahren Christen und Katholiken, in dem Religion und Leben nicht auseinanderfallen, sondern sich harmonisch einen; es will helfen bei der Formung und Festigung der katholischen Familie, die in Aufbau, Leben und Betätigung Christi Sittengesetz als unverbrüchliche Norm bekennt und befolgt, es will helfen bei der Formung und Stärkung einer katholischen Diasporagemeinschaft.« Dieser Aufgabe und Zielsetzung ist die Kirchenzeitung bis zu ihrem staatlich verordneten Ende im Sommer 1941 gerecht geworden: durch im Laufe der Zeit immer stärker »verklausulierte« Artikel, in denen etwa 1935/36 anlässlich der Wallfahrten nach Lamspringe resp. zu den Reliquien des hl. Oliver Plunkett ausführlich über die Kirchenverfolgung im England des 17. Jahrhunderts berichtet wurde.

In dieselbe Richtung »Milieusicherung« zielten die Predigten von Bischof Machens bei der alljährlichen Kreuzwallfahrt in Ottbergen bei Hildesheim:

Predigten mit stets gesellschaftlich-politischen Akzenten, orientiert bzw. ausgerichtet auf das »Bleiben« der Gläubigen in und bei der Kirche.

Was im Bistum Hildesheim allen Anfeindungen der Zeit zum Trotz gelang: die »katholische Luft« in der Kirche immer wieder auszutauschen, sprich: zu erneuern. Einen wichtigen Beitrag hierfür leistete die Hildesheimer Diözesansynode von 1937, die sich u.a. für neue gottesdienstliche Formen aussprach: »In allen Stillmessen, auch an den Sonn- und Feiertagen, ferner bei den Segensandachten, Prozessionen, Wallfahrten, Heiligen Stunden möge bei Gesang und Gebet ausschließlich die deutsche Sprache verwandt werden.« Tatsächlich wurde diese Forderung im Bistum Hildesheim – weithin – umgesetzt, nachweisbar anhand der gottesdienstbezogenen Unterlagen in den Pfarrarchiven unseres Bistums.

Ja, und worüber man beim Blick auf die »Sondersituation 1933 bis 1945« natürlich auch nachdenken muss: inwieweit die Katholiken – Amtsträger wie Laien – ihr Milieu / ihre »konfessionelle Selbstverständlichkeit« für die nationalsozialistischen Bauernfänger geöffnet haben resp. diesen nachgelaufen sind. Hierzu an dieser Stelle nur zwei Bemerkungen: 1. Die weit überwiegende Mehrheit der Hildesheimer Priester ist ihren bisherigen Weg weitergegangen, lediglich zwei waren erklärte Anhänger des Nationalsozialismus. 2. Für die Laien lässt sich diese Frage (»Milieu-Treue«) aus vielerlei Gründen nur schwer beantworten, grundsätzlich kann man aber sicherlich von einer nicht unerheblichen »Grunddistanz« der allermeisten Katholiken zum Nationalsozialismus sprechen – weil die Beteiligung am kirchlichen »Kernleben«, also Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang, doch recht konstant blieb. Zwei Beispiele, bezogen auf das Bistum insgesamt: Trauungen 1925 = 1.767 und Trauungen 1935 = 1.648, Sonntagspflicht-erfüllung im Bistum Hildesheim 1925 = 93.550 und 1935 = 105.737; bei rund 265.000 Katholiken.

3. Das »neue« Bistum und die »neuen« Katholiken 1945 bis 1960

Infolge des Zweiten Weltkriegs stieg die Zahl der Hildesheimer Diözesanen von rund 265.000 im Jahr 1938 um über 150 % auf fast 700.000 in den Jahren 1948/50; bei einem Gesamtanstieg der Einwohnerzahl Niedersachsens von rund 4,2 Millionen auf rund 6,8 Millionen Einwohner. Bei der Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen innerhalb des Landes

spielte ihre Konfessionszugehörigkeit – entgegen dem Wunsch etwa von Bischof Machens – allerdings keine Rolle, so dass sich die »konfessionelle Landkarte« Niedersachsens erheblich veränderte: In Dörfer, in denen seit dem 17. Jahrhundert kein einziger Katholik gelebt hatte, kamen auf einmal katholische Familien – und andersherum zogen auf einmal evangelische Familien in Dörfer mit bis dahin ausschließlich katholischen Einwohnern. Die Frage nach einem katholischen – oder auch evangelischen – Milieu stellte sich überhaupt nicht... Was sich als Frage stellte: Wo können wir Katholiken jetzt eigentlich unseren Gottesdienst feiern? Und diesbezüglich kam es nach 1945/46 zu ganz erheblichen »Bewegungen« bzw. »Öffnungen«, indem im Sprengel des Bistums Hildesheim über 800 evangelische Kirchen den neuen Mitbürgern für ihren Gottesdienst zur Verfügung gestellt wurden... Katholischer Gottesdienst fand in evangelischen Kirchen statt – nicht »versteckt« am Dienstagmorgen um 6.30 h, sondern am Sonntag vor oder nach dem evangelischen Gemeindegottesdienst... Zum ersten Mal überhaupt – ich denke, dass man das schon so sagen kann – kamen evangelische und katholische Christen direkt miteinander in so etwas wie »organisierten Kontakt«. Durchweg »von unten«, von den Gemeinden her, das Landeskirchenamt in Hannover oder Braunschweig und das Bischöfliche Generalvikariat Hildesheim waren in dieses basisökumenische Tun kaum eingebunden. Toll – wie es sicherlich nicht nur aus heutiger Sicht und Erfahrung äußerst bedauerlich ist, dass dieser Weg Mitte der 1950er Jahre wieder aufgegeben worden ist, teils aus pragmatischen Gründen – etwa die zahlenmäßige Entwicklung der Gemeinden (evangelisch wie katholisch) – und teils aus grundsätzlichen Erwägungen Roms.

Wie es sich mit der »Katholischen Selbstbehauptung« jenseits dieser besonderen Herausforderung verhielt, mag ein kurzer Blick auf die kleine Hildesheimer Stadtrandgemeinde St. Georg zumindest andeuten, über die es in einem Visitationsbericht aus dem Jahr 1957 heißt: »Das Verhältnis von einheimischen Gläubigen und Vertriebenen hat sich Laufe der letzten Jahre ständig gebessert, weil man sich im Laufe der Zeit immer besser kennengelernt hat und weil mit der Auflockerung der Wohnverhältnisse durch den Bau neuer Häuser viele Möglichkeiten zum gegenseitigen Missverstehen behoben sind. ... Die religiöse Situation ist gekennzeichnet durch Gleichgültigkeit und Vergnügungssucht. Zwar ist ein offener Abfall vom Glauben für die Gemeinschaft des Dorfes nicht diskutabel (kein Kirchenaustritt seit Jahren), aber ein latenter Zug zur Lauheit ist stark spürbar (daher auch keine Konversion und kein Übertritt vom Protestantismus). Die Religion

ist weithin Sache der Gewohnheit. Im Berichtsjahr sind z. B. von fünf Ehen nur zwei rein katholisch, drei dagegen Mischehen. Auch die über Gebühr hinausgezögerte Taufe der Kinder sowie das leichtsinnige Versäumen des Sonntagsgottesdienstes ohne triftige Gründe trotz aller Mahnungen in Predigt und persönlichem Zuspruch redet eine deutliche Sprache ...«

Was sich in den 1950er-Jahren im Blick auf die Bedeutung der Konfessionalität zu verändern beginnt: die andere Konfession – aus meiner Sicht also die evangelischen Christen – jetzt doch so langsam überhaupt wahrzunehmen, diese nicht mehr als – ich darf das einmal so salopp sagen – Menschen »von einem anderen Stern« zu betrachten. Ein konfessionelles Nebeneinander – immerhin – wurde in Niedersachsen nach und nach »normal«, auch in den ländlichen Regionen.

Von ebenfalls erheblicher Bedeutung für das weitere Aufeinanderzugehen der Konfessionen und damit eine deutliche Veränderung der Milieus / Selbstbehauptungen war sicherlich die aus ganz menschlichen Motiven in den 1950er Jahren noch einmal deutlich zunehmende Zahl von Eheschließungen konfessionsverschiedener Ehepartner. Ich habe einmal – zugeben: nicht statistisch hinreichend intensiv – in unseren Kirchenbüchern nachgeschaut, wie es in den ausgehenden 1950er Jahren in den traditionell katholischen Stiftsdörfern rund um Hildesheim mit solchen »Mischehen« ausgesehen hat: nicht selten bildeten diese sogar hier, im »katholischen Kernland«, die Mehrheit der Eheschließungen; wobei, so offen war man dann damals natürlich doch nicht, sie natürlich zu 90 % in der katholischen Kirche stattgefunden haben.

Trotzdem war die kirchliche »Grundstimmung« eher negativ – was eine Konferenz des Dekanats Borsum-Sarstedt Mitte der 1950er Jahre so ausdrückte: »Unsere Jugend lebt in einer völligen geistigen und religiösen Lethargie. Stumpfheit des Geistes, für jede tiefere Regung unansprechbar, religiös steril, wenn auch in einem gewissen Traditionalismus lebend, sittlich unbeherrscht. ... Zwei Weltkriege und die in ihrer Folge auftretenden, jede menschliche Existenz als solche in Frage stellenden Erschütterungen waren nötig, um erkennen zu lassen, dass die Kirche in Deutschland wieder das geworden ist, was sie zu Zeiten des hl. Bonifatius gewesen ist: eine Missionskirche.«

4. Die »Erosion« bzw. die »Emanzipation« des katholischen Milieus 1960 bis 1980/85

An so manches aus diesen Jahren werden Sie sich gewiss erinnern, meinerseits deswegen nur einige willkürliche und eher zufällige Beispiele: an den Mauerbau und an den »Kalten Krieg« oder auch an den Vietnam-Krieg, an das bundesdeutsche Wirtschaftswunder, an das Kommen von Gastarbeitern aus Italien, Spanien und sogar der Türkei, an das natürlich ungültige dritte Tor der Engländer im WM-Finale 1966, an die erste Mondlandung, an die Beatles und die Rolling Stones, an die europäische resp. deutsche Studentenrevolte ...

Ganz vieles ist zwischen 1960 und 1970 bzw. 1980/85 passiert, die Welt ist in diesem Jahrzehnt immer größer und »bunter« geworden. Dabei hat die Rolle resp. die Bedeutung der Kirchen abgenommen, wodurch das »Katholische Milieu« immer mehr »weggeschmolzen« ist – allen Bemühungen eines »Gegensteuerns« resp. Neuverortens zum Trotz ... Denken wir nur an den Deutschen Katholikentag 1962 in Hannover, an dessen Rande es übrigens zur bis dahin höchstrangigsten Begegnung zwischen Amtsträgern der evangelischen und der katholischen Kirche gekommen ist, konkret zu einem Gespräch zwischen dem hannoverschen Landesbischof und Leitendem Bischof der VELKD Hanns Lilje mit dem Vorsitzenden des »Päpstlichen Sekretariats für die Förderung der Einheit der Christen«, Augustin Kardinal Bea. Oder an das Zweite Vatikanische Konzil, das »Aggiornamento«/»Heutigwerden« der (römisch-)katholischen Kirche, u.a. mit seinem Ökumenismus-Dekret »Unitatis Redintegratio« – und bezogen auf das Bistum Hildesheim an die Diözesansynode 1968/69, der dann 1971–1975 in Würzburg ja noch die »Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland« folgte.

Wo das Problem der katholischen Kirche in dieser Zeit lag, ist meines Erachtens auf der Hildesheimer Diözesansynode 1969 sehr prägnant zusammengefasst worden, ich zitiere: »Die Entwicklung der letzten Jahre innerhalb und außerhalb der Kirche hat zu einer Glaubenskrise geführt. ... Alte Schemata und Formeln einer unverständlich gewordenen Theologensprache, Vorbeireden an der religiösen Situation des Hörers, die die Kirche als »unmodern« empfindet, unfähig, auf seine Nöte und Fragen zu antworten. Die Folgen sind oft resignierender Rückzug aus dem kirchlichen

Leben, Gleichgültigkeit oder Abfall. Dieser lautlose Emigrationsprozess ist ein Alarmsignal. ...«

Und die Überlegungen gingen teilweise sogar noch ein ganzes Stück weiter. So schrieb der Pfarrer von Bremervörde – »Diaspora pur« – im Juni 1969 in einem Leserbrief an die Kirchenzeitung:

»Die in der Diözesansynode niedergelegte Überlegung zur Schaffung von Kirchhäusern [eine Alternative resp. Ergänzung zu den damals weit verbreiteten Fertigteilkirchen] hat – wenn sie durchführbar wäre – manches für sich, für uns wäre sie keine Lösung, denn:

– Wir erreichen die für den Bau als Mindestzahl geforderte Menge von 100 Katholiken in keiner unserer zentral gelegenen Ortschaften. Nicht einmal dann, wenn wir die »Karteileichen« hinzunehmen.

– In einem bescheidenen Raum und mit wenigen Gottesdienstbesuchern kann es zu keiner Entfaltung der Liturgie kommen. Die Teilnehmer müssen ja wenigstens zwei Wochen von dem Erlebnis einer solchen Eucharistiefeier »leben«. Was kann auf die Dauer anderes herauskommen als die Gleichung katholisch und armselig?

– Auch die Gläubigen »weit draußen« haben viel geopfert und gern für ihre Pfarrkirche geopfert. Sollen sie nun von ihr fernbleiben?

Da halte ich die Kirchbusfahrten für die bessere Lösung, zumal sie die echte Funktion haben, alle Gläubigen beim gemeinsamen Pfarrgottesdienst zu vereinen. Sollte der »Zubringerdienst« aber aus Mangel an Mitteln oder durch Alter, Krankheit und Tod der Katholiken in der Verstreuung ernstlich in Frage gestellt sein, dann sehe ich als Endstation aller Überlegungen nur die Einrichtung von Hausgottesdiensten, die dann allerdings eine solchen Gegebenheiten angepasste Liturgie verlangen.«

Von einem »Katholischen Milieu«, einer »Katholischen Selbstverständlichkeit«, einer »Katholischen Luft« kann für die Jahre nach 1960/65 nicht mehr die Rede sein, egal ob man von einem eher »geschlossenen« oder einem eher »offenen« Milieu spricht – diese in ihrer Grundstruktur nicht wirklich bewegliche Ordnung hat sich, zumindest für das Bistum Hildesheim, weithin erledigt. Ob man dies nun als »Exodus« oder »Erosion« oder deutlich freundlicher formuliert als »Emanzipation« bezeichnet, ist sicherlich höchstens zweitrangig. Fakt ist, dass sich in diesen Jahrzehnten nicht nur die Zahl der Kirchenmitglieder resp. Diözesanen verringert hat, sondern dass die Zahl derer, die sich in irgendeiner Weise und Intensität mit ihrer Kirche

identifizieren, massiv abgenommen hat; die Gottesdienstbesucher-Statistik ist hier durchaus ein Indikator. Inwiefern die Bildung neuer Strukturen – Stichwort: Gemeindefusionen, Pastorale Räume und die kreativen Möglichkeiten der „lokalen Kirchentwicklung“ hier etwas Neues anregen: ich hoffe es sehr; wobei die »Luft« – um noch einmal Bischof Machens zu zitieren – denen, die hier unterwegs sind, schon »angenehm« sein sollte.

Unveränderte Wiedergabe meines Vortrags bei den Kolloquien »Evangelisch-katholische Streitgeschichte. Abgrenzungen und Annäherungen in Niedersachsen seit der Reformation« am 16./17. Juni 2016 in Loccum und am 5. August 2017 in Hildesheim. Anstelle der Angabe detaillierter Akten- und Literaturnachweise sei hier lediglich summarisch auf folgende Publikationen hingewiesen: Hans-Georg Aschoff, Katholische Kirche in Niedersachsen nach 1945, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 91 (1993), 211–238; Ders., Um des Menschen willen. Die Entwicklung der katholischen Kirche in der Region Hannover, Hildesheim 1983; Renate Kumm, Das Bistum Hildesheim in der Nachkriegszeit. Untersuchung einer Diaspora-Diözese vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1945–1965), Hannover 2002; Thomas Scharf-Wrede, Das Bistum Hildesheim im 20. Jahrhundert, Straßburg 2001; Ders., Kleine Hildesheimer Bistumsgeschichte, Hildesheim 2014.